

dass ich das Richtige tue. Als ich am Flughafen meine verloren gegangene Handtasche melden wollte, sagte der Mann am Schalter, dass eine temporäre Amnesie durch alles Mögliche ausgelöst werden könne, aber dass arbeitsbedingter Stress einer der häufigsten Gründe sei. In so einem Fall sei man zu Hause am besten aufgehoben. Wo die Post auf der Fußmatte hinter der Tür liegt, Briefe mit einem Namen auf dem Umschlag. Und als er mich fragte, ob ich nach Hause finden würde, zog ich ein Zugticket aus der Jackentasche, und wir kamen beide überein, dass ich dort wohnen muss.

Am Pub, dem *Slaughtered Lamb*, biege ich nach rechts in eine schmale Straße mit alten strohgedeckten Häusern ab. Eigentlich sollte ich erleichtert sein, während ich auf das letzte Haus auf der

rechten Seite zusteueren, ein kleines Cottage mit petrolgrüner Tür und Girlanden von Glyzinien, aber ich bin es nicht.

Ich habe entsetzliche Angst.

Ich versuche mir auszumalen, wie ich die Haustür hinter mir schließe, mich mit einem großen Glas kaltem Sauvignon blanc aufs Sofa fallen lasse und mir irgendwelchen Trash im Fernsehen ansehe. Nur dass ich keinen Schlüssel habe. Ich bleibe vor dem Haus stehen, schaue die Straße auf und ab und höre plötzlich eine Stimme hinter der Haustür. Mit amerikanischem Akzent. Mich überläuft ein eisiger Schauer.

Ich trete vor das Fenster und versuche etwas zu erkennen. Zwei Menschen bewegen sich in der Küche, zwei Silhouetten im Licht der tief stehenden Sonne, die durch die doppelte Glastür zum

Garten hereinstrahlt. Ich starre die beiden an und kann kaum atmen. Mein Blick bleibt an dem Mann hängen, der mit einem großen Stahlmesser, in dem sich das Licht spiegelt, an einer Kücheninsel Salat hackt. Ich will mich abwenden, die Flucht über die Straße antreten, aber ich zwingen mich, ihm beim Schneiden zuzusehen. Hinter ihm steht eine Frau an einem Keramikspülbecken und füllt einen Stieltopf mit Wasser.

Ich gehe zurück zur Haustür, überprüfe die Nummer. Es ist das richtige Haus. Meine Finger zittern zu stark, als dass ich die Klingel drücken könnte. Stattdessen umklammere ich mit beiden Händen den schmiedeeisernen Klopfer und schlage ihn gegen die Tür, den Kopf gesenkt wie eine Bittstellerin beim Gebet. *Om mani padme hum*. Keine Reaktion, also klopfe ich noch

mal.

»Ich gehe schon«, sagt der Mann.

Ich trete einen Schritt zurück auf die Straße und kippe fast hintenüber, als die Tür aufgeht.

»Ja bitte?« Der Mann lächelt schwach und unsicher.

Mir wird schwindlig. Wir starren einander eine Sekunde an, suchen beide nach irgendetwas, einer Erklärung, einem Erkennen. Ich merke, dass ich den Atem anhalte. Er schaut auf meinen Koffer und dann wieder mich an. Ich sehe ihn so lange an, wie ich kann – eine Sekunde, zwei, drei –, dann wende ich mich ab.

Ich weiß, dass ich jetzt etwas sagen sollte – *Wer sind Sie? Was zum Teufel tun Sie in meinem Haus? Bitte sagen Sie mir, dass das alles nicht wahr ist, nicht nach allem, was ich heute durchgemacht habe* –,

aber ich bleibe stumm. Sprachlos.

»Falls Sie etwas zu verkaufen haben, wir sind nicht interessiert«, sagt er und macht Anstalten, die Tür zu schließen. »Tut mir leid.«

Ich erkenne den Akzent wieder. Die arroganten, vertrauten New Yorker Laute. Noch einmal sieht er auf meinen Koffer. Bestimmt denkt er, er sei voller Ofenhandschuhe und Bügelbrettbezüge oder was auch immer heutzutage noch an der Haustür verkauft wird.

»Warten Sie«, bitte ich ihn, dankbar, dass ich nicht vergessen habe, wie man spricht. Meine Stimme irritiert ihn. Brülle ich vielleicht? In meinen Ohren beginnt es zu klingeln.

»Ja?«, fragt er. Sein Gesicht ist hager, aufmerksam, die tief liegenden Augen himmelblau, ein gepflegter Goatee, die